

Die DDR-Subkultur

Eigentlich war ich Individualistin, aber es gab eine Zeit, da fühlte ich mich als Teil der jugendlichen DDR-Subkultur. Dieses Wir-Gefühl stellte sich nur noch einmal bei mir ein, bei den Sozialprotesten, verging aber wieder schnell. Bei den Sozialkritikern gab es zu viele Spießer. Spießer, von denen wir uns bei unserer „Kulturkritik“ in der DDR noch abgegrenzt hatten. Es war damals Opposition gegen eine spießige Gesellschaft, gegen eine standardisierte Biographie von der Wiege bis zur Barre, gerade dem, welchem viele ehemalige DDR-Bürger heute nachtrauern. Oder wie es in dem Buch „Auch im Osten trägt man Westen“ heißt: „Kaum ist man geboren, schon hat man die Planstelle weg“. War das nun politisch? Für viele hatte das nichts mit Politik zu tun, allein durch ihr Aussehen und ihren Musikgeschmack provozierten sie die Herrschenden und die Normalos. Das reichte für Repressionen. Für mich war die Mühsam-Biographie in der DDR entscheidend, und ich nahm mir einfach Freiheiten, lebte, wie ich wollte, soweit das möglich war. Besetzte zum Beispiel heimlich eine Wohnung. Als ich an die Grenzen stieß, wollte ich nur noch raus. Es gab verschiedene Szenen, die sich aber auch mischten. Relevant waren die Punks, die Blueser, die Intis, und einfach die langhaarigen Aussteiger, ich zählte eher zu den letzten, die auch meistens einen Ausreiseantrag hatten. Die Aussteiger, die ich kannte, waren alle einfacher, proletarischer Herkunft. Sie riskierten mehr, sie hatten nichts zu verlieren, außer einer entfremdeten Arbeit. Überhaupt war Arbeit ein großes Thema, nämlich sich der stumpfsinnigen Arbeit in der Industriegesellschaft (War es auch nur Fordismus?) zu entziehen. So hangelten sich einige von Job zu Job, machten Gelegenheitsjobs oder stellten Schmuck, Klamotten, Kitsch her und verkauften das. Modernisierten wir als „Kulturrebellen“ nur die Gesellschaft? Brachten wir die Flexibilisierung und den Konsum? In den 80er Jahren gab es bei den Jugendlichen in der DDR einen Wertewandel hin zum Hedonismus. Die Jugendlichen wollten Spaß und der ist meistens mit Konsum verknüpft. Viele Jugendliche wollten anders sein als ihre verknöcherten Eltern, und das war meistens mit dem Outfit verbunden. Einer uniformierten Gesellschaft stellten sie oftmals wieder Uniformität entgegen, die die Normalos schockieren sollte. Die Blueser waren so ein krasses Beispiel. Kutten, Jesuslatschen (Römersandalen), Hirschbeutel, Jeans, Tramper (Wildlederschuhe), Fleischerhemden. Für sie war das Protest, für mich wirkte es in der Uniformität einfach nur lächerlich. Zumal ich wußte, dass viele ihre Klamotten teuer erstanden hatten. 650 Mark für einen Shell-Parka oder 1000 Mark für Levis-Jeansanzug auf dem Schwarzmarkt. Da wurden dann auch noch die langen Haare gemessen. Entgegen diesem Outfit, gingen aber viele gerade in der Provinz einer normalen Arbeit nach, am Wochenende fuhren sie dann zu Musikkonzerten meistens in Tanzsälen im dörflichen Süden der DDR. Im Buch „Bye bye Lübben City“ heißt es dazu: „Die Woche gehörte dem Staat, das Weekend der Anarchie.“ (Rauhut, Kochan 2004, S. 87) und „Das Woodstock-Festival im Sommer 1969 galt vielen als mythischer Herkunftsort ihrer Kultur und wurde mit Friedfertigkeit, Auf-Achse-Sein, lässigem Habitus, lockerer Arbeitsmoral und einem exzessiven Musikinteresse übersetzt. In einer Gesellschaft mit den Tugenden der fünfziger Jahre grenzte das an Revolution.“ (Rauhut, Kochan 2004, S. 74) Damals war es eine „Revolution“, heute würden sie nur noch belächelt werden. Denn eigentlich hörten sie ja nur ihre Musik und sofften vor allem. In einer Szenekneipe saßen sie in Ostberlin, viele Berliner, die im x-ten Hinterhof aufgewachsen waren, im Jugendwerkhof waren etc. Und sich gegenseitig beklauten, was wir, die wir aus der Provinz kamen, besonders krass fanden. Überhaupt hatte ich mit Berlinern so meine Schwierigkeiten, die einen machten schon einen „kriminellen“ Eindruck, und die anderen, waren angepaßt, weil sie auch bessere Bildungschancen hatten und für mich unerreichbare Studienplätze bekamen. Es machte in der DDR schon einen Unterschied, ob Du in der Provinz oder in Pankow dein Abitur machtest. Ich glaube, wir nannten die „Intellektuellen“ Intis. Auch sie sahen meistens gleich aus. Nickelbrille, Igelschnitt, schwarze

Klamotten. Sie mußten aber nicht studieren, sich einfach nur intellektuell geben. Sie waren häufig in der Jazzszene, in Theatern etc. anzutreffen. Wie die Punks aussahen, brauch ich wohl nicht zu erklären, sie ähnelten dem westlichen Stil. Ich selber mußte, da ich kein Westgeld hatte, ziemlich improvisieren, trug abgetragene Filz- und Ledermäntel meiner Mutter aus den 50er Jahren, oder Jacketts, färbte mir T-Shirts, besorgte mir Cordhosen, kaufte Hippie-Kleider in Ungarn. Einfach nur nicht so spießig und abgekackt aussehen wie der Normalbürger, eben eine Form der Abgrenzung, und natürlich dann lange Haare. Ja, so ist das, für Jugendliche spielt Aussehen meistens eine große Rolle. Und natürlich Musik, das ist mir aus jener Zeit geblieben. Als Jugendliche hörte ich immer die DDR-Rocksendungen wie „DT 64“ oder „Beatkiste“ etc. In der DDR führte man als Musikfan ja ein ziemlich tristes Dasein. Weil die DDR-Rockmusik oftmals so schlecht war, ging man dann auch viel zum Jazz. Das hatte auch irgendwie Oppositionscharakter. Musik ist ein guter Ausgleich. In der DDR bemühten sich ja die Herrschenden, als ihnen die Jugend auch deshalb, also wegen der Musik, weglief, Westmusiker ins Land zu holen. Besonders zur 750 Jahrfeier wurden dann in Berlin Leute angeschifft, meistens waren es abgetackelte Bands aus dem Westen. Aber auch Bob Dylan im Treptower Park. Im Buch „By by, Lübben City“ sagt dann auch jemand: „Wir hatten uns so nach Bob Dylan gesehnt, er sich keineswegs nach uns... Der Osten wollte den Westen, nicht umgekehrt.“ (Rauhut, Kochan 2004, S. 22) In der DDR waren Musik und Kultur wichtig. In der DDR war ich viel im Theater, da hat man dann kritische Äußerungen aufgesogen, Theater hatte auch Oppositionscharakter. Und besonders die „Intis“ waren dort anzutreffen. Ich versuchte in der DDR mich mit Kultur abzulenken, Musik, Theater, Literatur, Kunst. Damals war Kultur auch Selbstschutz. Denn man hatte vor allem mit drei Problemlinien zu kämpfen:

Arbeit- Repression- Ausreise. Überhaupt war Arbeit immer wieder das größte Thema. Ein Oberstleutnant der Staatssicherheit bringt es auf den Punkt: „Dazu kam für uns die emotionale Schranke im Kopf: Hier kommen Asoziale, Arbeitsscheue, Dreckige. Was hat das eigentlich mit unserer sauberen, guten Gesellschaft zu tun? Also haben wir doch alles Recht der Welt, als Ordnungsmacht einzugreifen.“ (Rauhut, Kochan 2004, S. 131) Eben die protestantischen Tugenden, welcher Normalbürger im Osten und Westen würde dem schon widersprechen. Ordnung, Sauberkeit und eben das protestantische Arbeitsethos. Für die Subkultur war das eben ein Problem. Gullymoy schreibt: „Für mich waren das Knochenmühlen! Jeden Tag in einer dreckigen Werkhalle, fremdbestimmten Arbeit, kein Tageslicht, unter Neonlampen, so viele Stunden- das grenzte an Sklaverei. Mir ging es um den Sinn der Arbeit.“ (Rauhut, Kochan 2004, S. 201) Und Gosse erinnert sich: „Meistens ist in den Leuten der „Asi-Paragraf“ zum Verhängnis geworden, weil sie keine Arbeitsstelle nachweisen konnten. Das Hineinleben in den Tag, das hat uns das System nicht gegönnt. Wenn man dann unbedingt einen Job brauchte, konnte man überall unterkommen, ohne Bewerbung, ohne Vorstellungsgespräch; Leute wurden immer gebraucht.“ (Rauhut, Kochan 2004, S. 263) In einer Stasi- „Operativ-Information“ heißt es: „Andererseits entziehen sich negativ-dekadente Jugendliche bewusst den Einflüssen einer sozialistischen Erziehung durch häufigen Arbeitsplatzwechsel, Austritt aus gesellschaftlichen Organisationen und Aufnahmen von Tätigkeiten in kleineren bzw. solchen Betrieben, wo der erzieherische Einfluss gering ist....Dabei wählen sie häufig solche Arbeitsplätze, die ihnen die erwünschte „persönliche Freiheit“ und genügend Spielraum für ihr dekadentes bis feindliches Wirken garantieren. Viele dieser Jugendlichen fallen durch Verletzung der Arbeitsdisziplin auf oder gehen zeitweise überhaupt keiner Arbeit nach. Zum Zeitpunkt unserer Überprüfungen konnte bei über 20 Personen festgestellt werden, dass sie kein Arbeitsverhältnis unterhielten bzw. keiner geregelten Arbeit nachgingen.“ (Rauhut, Kochan 2004, S. 265) Die Szene hatte dann auch ständig mit dem Asozialenparagraf zu tun. Wegen arbeitsscheuen Verhaltens konnte man in

den Knast einfahren. Ilona schreibt dazu in „Haare auf Krawall“: „Wir hatten einen Haufen ziemlich intelligenter Leute unter uns, waren 1968 alle so zwischen 16 und 25. Ich kann heute auch nicht mehr sagen, ob es Kult war, nicht arbeiten zu gehen, oder einfach nur eine Möglichkeit, sich diesen stumpfsinnigen Arbeiten zu entziehen, denn da wir zu 90% alle schon „unangenehm“ aufgefallen waren, bekamen wir weder einen Studienplatz noch eine befriedigende Arbeit. Ich habe z.B. als Hilfskraft in einer Kneipe gearbeitet, mal in der Küche Brötchen geschmiert, mal Nachtwachen in der Psychiatrie gemacht. Einer hat beim Kohlenhändler gearbeitet. Wir jobbten so rum, nicht weil wir das wollten, sondern deshalb, weil ab und zu die Staatssicherheit besonders gern mit Ermittlungsverfahren wegen „asozialen Verhaltens“ operierte, um unliebsame Leute für die nächsten Jahre wegzuschließen. In den Zeiten, in denen wir merkten, sie fangen wieder an, sich für uns zu interessieren, wo man vorgeladen wurde und es brenzlich wurde, suchte man sich wieder schnell irgendeinen Job. Man bekam ja in der DDR immer etwas zum Arbeiten, so etwas Unsägliches, Stumpfes. Und damit war das Ermittlungsverfahren dann erst einmal wieder vom Tisch. Also haben wir uns von Job zu Job gehandelt und natürlich versucht, diesen tristen Arbeiten weitestgehend zu entfliehen. Mitte der Siebziger bekam unsere WG dann mit, daß man mit der Herstellung von Modeschmuck, irgendwelchen selbstgenähten Jacken und Hosen, also all diesen Artikeln, die nicht ganz legal Versorgungslücken füllten, ganz gut über die Runden kam. Von diesem Moment an ging es uns zumindest finanziell schweinegut.“ (Remath, Schneider 1999, S. 18)

Mitte der 70er Jahre wurden aber noch viele „Asoziale“ zur Arbeitserziehung verurteilt, 1975 saßen 11 300 Personen deswegen im Knast, das waren ca. 27 % aller Strafgefangenen, 1976 waren es noch fast 10 000 Strafgefangene. Nicht nur in den Jugendszenen, sondern auch in den künstlerischen Subkulturen wurden viele wegen des „Asi-Paragrafen“ kriminalisiert. „Im Zuge der Kriminalisierung subkultureller Milieus konnte „Asozialität“ in vielen Fällen mit anderen Strafbeständen gekoppelt werden. Dazu waren etwa die Paragrafen 106, „staatsfeindliche Hetze“; 214, „Beeinträchtigung staatlicher oder gesellschaftlicher Tätigkeit“; oder 220, „Staatsverleumdung, später „öffentliche Herabwürdigung“; geeignet. Dabei ist anzumerken, dass Verurteilungen ausschließlich durch den „Asi-Paragrafen“; so eine Jargonbezeichnung, nur in bestimmten Perioden in auffälliger Häufigkeit nachweisbar war, was seine abschreckende Wirkung freilich nicht minderte. In mehreren Phasen der DDR-Geschichte kam es jedoch zu einer verstärkten Anwendung dieses Paragrafen. Vor allem in der Frühzeit der Honecker-Ära und nochmals Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre setzte die SED eine stärkere Kriminalisierung von Asozialen, Rowdys und Nichtangepassten mittels Strafrecht durch.“ (Rauhut, Kochan 2004, S. 271) Sören schreibt dann auch: „Was mich in der DDR richtig angekotzt hat und was ich nach wie vor überhaupt am schlimmsten finde, ist dieser Arbeitsfetischismus, aber voll staatstreu von früh bis abends zu rackern und zu schufteten. Nur die durften wirklich zur Gemeinschaft gehören, die von diesem Prinzip nicht abgewichen sind. Alle anderen wurden als asozial beschimpft und richtig stigmatisiert. Beim Thema „anders leben wollen“ war für mich klar, dass es ein Recht auf Faulheit geben muß.“ (Remath, Schneider 1999, S. 214) Ein Recht auf Faulheit, von dieser Vision waren wir im Realsozialismus und heute im Kapitalismus noch weit entfernt. Jedenfalls war die entfremdete Arbeit in der DDR für Jugendliche wie uns ein großes Problem. Ich hielt es immer nicht lange aus, war dann wieder eine Zeit arbeitslos, so bis zum halben Jahr, und suchte mir aus finanziellen Gründen wieder Arbeit, vom Staat bekam man ja nichts. Solange hangelte ich mich durch, verkaufte Bücher, Schallplatten und sonstigen Kram, brachte Flaschen, Gläser und sonstiges zum Sero (Altstoffhandel), trug mal Telegramme aus, pflückte sogar mal Kirschen in Werder. Mein damaliger Freund arbeitete offiziell gar nicht mehr, schlug sich mit Gelegenheitsjobs durch, mal auf dem Friedhof, mal als Erntehelfer (im Sommer Kirschen, im Winter Rosenkohl) usw., wobei er immer was abzweigete und dann vor S-Bahnhöfen verkaufte, arbeitete mal im Getränkeladen, mal als Verkäufer auf Märkten. Das Zeug wurde

selbst hergestellt, wie Gipsfiguren „Arsch mit Ohren“ oder „Alf“ und teuer verkauft. Sie amüsierten sich dann über den Konsumrausch der „Normalos“; die hatten wirklich was an der Klatsche, dass sie das Zeug kauften. Was wir dann später in Kreuzberg erlebten, als die Normalos herüberströmten, wunderte uns gar nicht mehr, wir hatten sie ja schon in der Zone so erlebt. Er mußte dann wegen dem Asi-Paragraf auch immer zum ABV und erklären, wovon er lebt. Eigentlich trug er aber nur dazu bei, daß die Normalos mit Mangelwaren wie Kirschen versorgt wurden, aber das war natürlich illegal. Die Kirschen gingen wahrscheinlich in den Westen, denn in den Läden waren sie nicht zu haben. Teile der Subkultur suchten nach „Marktnischen“ oder besser „Planlücken“ und lebten davon teilweise nicht schlecht. Als der Westkonsum dann kam, mit dem Überangebot, war natürlich alles vorbei. Und die Lebenshaltungskosten stiegen auch. Mit der kleinen Freiheit war es vorbei, entweder man hing jetzt am staatlichen Tropf oder man suchte sich einen Job, denn wie sollte man sonst die Miete zahlen, die in der DDR 30 Mark kostete und jetzt mindestens 300. Krankenversicherung, Strom usw. Alle hielten die Hand auf, das Geld wanderte nun in die Taschen der Kapitalisten, nicht in die der subkulturellen Marktpioniere, die Subkultur als Vorreiter der Marktwirtschaft, jetzt hatten sie abgedankt. Aber viele waren ja sowieso schon abgehauen. Vor allem auch, weil sie ständig mit Repression konfrontiert waren. Bei den Bluesern z.B. war „...das Arsenal an Restriktionen... weit gefächert und reichte von nervigen Ausweiskontrollen und massiver Präsenz in den Bummelzügen über einschüchternde Vorladungen aufs Revier bis hin zu Schullegationen, Arbeitsplatzbindungen, Aufenthaltsbeschränkungen und Haftstrafen. Die gezielte Kriminalisierung gehörte zum Standardreportoire... Häufig kamen die Paragraphen 212, 215 und 217 des Strafgesetzbuches zum Einsatz: Belege für „Widerstand gegen staatliche Maßnahmen“, für „Rowdytum“ oder „Zusammenrottung“ waren bei fester Absicht leicht zu finden. Im Zweifelsfall halfen die Gesetzestexte zur „Strafverleumdung“ und zur „Missachtung staatlicher und gesellschaftlicher Symbole“ weiter. Paragraf 249, der bei lascher Arbeitsmoral und Fehlschichten drohte, wurde als „Asi-Paragraf“ zum „Klassiker“ in der Szene.“ (Rauhut, Kochan 2004, S.79f.) Viele saßen auch wegen versuchter Republikflucht. Oder hatten nur einen PM 12 mit Ausreiseverbot, Berlin-Verbot oder sonstiges. Bei Männern spielte der Wehrdienst eine große Rolle, die als große Drohung im Raum stand, da wurden Exempel statuiert, einige saßen wegen Verweigerung oder Verstößen ständig im Militärknast Schwedt. Wegen des Ausreiseantrages mußte man dann auch immer wieder zur Abteilung Inneres. Die Masse der Ausreiseantragsteller in den späten 80er Jahren wollte natürlich aus wirtschaftlichen Gründen rüber, sie wollten Konsum und mehr Geld, für sie war der Westen das Schlaraffenland. In der Subkultur gab es allerdings oft andere Gründe. Viele hatten keine Hoffnung mehr, dass sich was ändert. Und es war wie eine Lawine, es gingen immer mehr. Dazu Gurke im Buch „Haare auf Krawall“: „Viele sind ihre Ausreiseschiene gefahren und haben bewußt nur noch dafür gelebt. Andere sind ins bürgerliche Leben eingestiegen, haben geheiratet und so weiter. Am Schluß sind dann 1982 nicht mehr viele übriggeblieben. Da fehlte dann schon dieser Rückhalt, denn mit der Normalbevölkerung ist man einfach nicht klargekommen. Die hat ihr sattes DDR-Leben gelebt, in denen konntest du auch nichts verändern, im Gegenteil, die sind dir in den Rücken gefallen.“ (Remath, Schneider 1999, S. 33) Und weiter: „Die Leute waren ja so duckmäuserisch. Mit denen konntest du gar nichts mehr machen. Das war schlimm damals, frustrierend und auch ein Grund, warum so viele abhauen wollten. Nicht wegen der Bullen, nicht wegen der ganzen Staatsgewalt, sondern wegen den Leuten, weil die so beschränkt waren. Du konntest mit denen einfach nichts verändern.“ (Remath, Schneider 1999, S. 31) Die Hoffnung bestand bei den meisten in Westberlin. „Weil damals ganz schön viel passiert ist in Westberlin, sind auch so viele Leute nach ihrer Ausreise dorthin gegangen.“ (Remath, Schneider 1999, S. 32) Ich hatte 1984 die Ausreisewelle in Dresden miterlebt, kannte Leute, die rüber gingen. Das war für mich die Initialzündung, ob ich es nicht auch versuche. Hier

einige Zahlen: 1987: 6000 DDR-Bürgern gelang illegal die Flucht, 11500 reisten legal aus. 1988: Die DDR entließ fast 40 000 Ausreisewillige. 1989: Die Fluchtwelle erreichte ihren Höhepunkt, mit 350 000 Übersiedlern. Januar 1990: Es siedelten 60 000 DDR-Bürger über. Die Leute flüchteten, die DDR war am Ende. Und es flüchteten vor allem die Jungen, meine Generation, die Jugendlichen der 80er Jahren, die jungen Familien, jene die in sozialer Sicherheit und mit der Mauer aufgewachsen waren, die jetzt mehr vom Leben wollten. Für mich stellt sich die Frage, inwiefern die Subkultur in der Industriegesellschaft DDR nicht eigentlich zu ihrem Ende beitrug, denn die Herrschenden wollten keine „Modernisierung“ zulassen. In der Subkultur wurden bereits diskontinuierliche Erwerbsverläufe gelebt, das war ein Auflehnen gegen die entfremdete Normalarbeit von der Ausbildung bis zur Rente. Also Vorreiter der Flexibilisierung? Sie suchten sich Nischen und begannen mit der Herstellung von begehrten Konsumgütern und handelten damit. Es wurden Märkte installiert, weil es in den Läden nichts zu kaufen gab, also Vorreiter der Marktwirtschaft? Sie begehrten gegen die Spießigkeit auf, gegen die autoritären Charaktere und eine autoritäre Gesellschaft. Machte sich da nicht auch ein 1968 in der DDR breit, der gerade unter Jugendlichen zu einem Wertewandel führte, meistens zum Hedonismus, in der Subkultur zu postmaterialistischen Werten, die z.B. nach dem Sinn der Arbeit fragten. Und war es nicht ein Aufbegehren gegen die Institutionen und den allumfassenden Staat, der seine Bürger entmündigte. Im Grunde genommen kündigte sich in der Industriegesellschaft DDR die Postmoderne an. Das System war so erstarrt, dass es zu Veränderungen nicht mehr fähig war. Perestroika und Glasnost, damit konnten die Herrschenden in der DDR nichts anfangen. Und die gewünschte Modernisierung führte natürlich in den Kapitalismus, denn eine menschliche, freie Gesellschaft ist mit Stacheldraht nicht möglich, und der Kapitalismus läßt ohne die Mauer ein konkurrierendes sozialistisches (wenn auch nur real-) Gesellschaftssystem nicht zu. Das Sein bestimmt nicht das Bewußtsein, ein linkes politisches Bewußtsein muß man sich erarbeiten und es hat vor allem mit den Werten sozialer Gerechtigkeit, Freiheit, Autonomie zu tun, aber diese Worte sind im Neoliberalismus nur Schall und Rauch. Ich bereue nicht, dass ich aus der DDR raus wollte, denn die Normalbevölkerung hatte nicht das Bewußtsein, einen wirklichen Sozialismus aufzubauen, eher einen Nationalsozialismus, wie man in Rostock-Lichtenhagen erfuhr. Die Zeit war nicht reif, das wußten viele von uns. Es gab nur die Alternative Nische, und das war für uns vor allem erst mal Kreuzberg, was natürlich eine Enttäuschung wurde, zu viel Hoffnung hatten wir da reingesetzt. Und die Westler in Kreuzberg verstanden das meistens nicht. Man hatte unterschiedliche Sprachen. Was hatten wir getan, die DDR mit Hilfe von Ungarns Horn beerdigt und wohin jetzt? Wo gibt es im Kapitalismus noch Nischen? Theaterregisseur Frank Castorf zum Ende der DDR: „Diese Dekadenz war, wenn man die Zerstörung der DDR innenpolitisch betrachtet, entscheidend, weil keiner mehr eine Motivation hatte. Jeder Soziologe hat doch lieber irgendwelche schmiedeeiserne Lampen angefertigt, weil man damit etwas rumtricksen, sich freier bewegen konnte. Die große Initiative war doch verloren. Dieser Ausstieg aus der Gesellschaft war massenhaft. Ich meine, der Narzißmus, der individuelle Anarchismus und die Asozialität waren natürlich auch etwas, was die DDR umgebracht hat.“ (Kaiser, Petzold 1997, S. 17) Rowinnes Schlußwort im Buch „By by, Lübben City“ ist: „Wir haben es geschafft, als gebrannte Kinder gegen alle Widerstände eine Gegenkultur mit zu entwickeln, die viele beeinflusst hat. Aus einem Schnellball wurde eine Lawine. Da war nichts mehr mundtot zu machen und wegzusperren. Das war das Ende der Zone.“ (Rauhut, Kochan 2004, S. 106) Und wie weiter? Hier bleibt nur noch der politische Kampf, aus der DDR-Subkultur ist kaum noch jemand dabei. Wie kommt's? Ziel erreicht, angepaßt oder aufgegeben? Dann haben die Herrschenden wiederum ihr Ziel erreicht. Entscheidend war doch meistens wieder die soziale Herkunft. So bei der Punkerin aus dem Buch „Auch im Osten trägt man Westen“; deren Mutter Philosophin (also Marxismus-Leninismus) an der Humboldt-Uni war, die in der DDR sogar noch Journalistik

studieren konnte, damit auch bessere Startvoraussetzungen im Westen hatte und heute beim Radio arbeitet. In der Punkerszene gab es ja einige, die aus besserem Hause kamen. Wie kommt es, sie können sich auch am besten vermarkten, wie ich bei einer Ausstellung und Veranstaltung zum DDR-Punk feststellen konnte. Die Musik-, Kunst-, Literaturschickeria, waren alle sooo kreativ, die anderen sofften nur. Die meisten in der Subkultur waren aber Proletarienkinder und hatten es dementsprechend auch im Westen nicht leicht. Viele sind untergegangen, z.B. als Alkoholiker Pflegefall. So ist das eben, immer das Gleiche. Ja wir wollten anders sein, aber manchmal ist man mit der Kraft auch einfach nur am Ende. Zumindestens jene, die es ehrlich meinten und immer noch meinen. Für die ostdeutschen Proletarienkinder ist die Akademiker- und Studenten-Linke in Deutschland sowieso nichts. Es gibt keine Hoffnung für die Proletarier. Weder der Realsozialismus noch die Linke im deutschen Kapitalismus. Weder Arbeit noch Arbeitslosigkeit. Sie sind meistens die Angeschissenen. In der DDR wurde ich im Klassenbuch als Arbeiterkind zusammengezogen. Meine Mutter war Unterstufenlehrerin (einfacher Herkunft in Ostpreußen)=Intelligenz, mein Vater Genossenschaftsbauer=B. Machte=A. Ich bin ohne Bücher (außer Märchen- und Schulbücher) aufgewachsen. Heute bin ich meiner Herkunft auf der einen Seite entfremdet, durch Bildung und Abweichung, aber andererseits wieder nah, was manchmal mein Solidaritätsbewußtsein betrifft. Ich weiß, wie schwer sie es haben und kann mich in sie hineinversetzen, was die meisten arroganten Mittelschichtskinder nicht können. Trotzdem habe ich oft keine Verständnis für ihre Dummheit, Lernen kann jeder. Sie müssen es lernen, ihre Interessen zu vertreten und sich kollektiv zu organisieren, um diese Interessen durchzusetzen. Die Arbeiterbewegung war ein Ansatz, aber hat einen entscheidenden Fehler gemacht, denn eigentlich hätte es heißen müssen: „Proletarier aller Länder vereinigt Euch und hört auf zu arbeiten!“ Schon wieder diese Arbeit. Zur Entfremdung mit meiner Herkunft kam es für mich vor allem in meiner Zeit in Dresden- Neustadt. Dort las ich wie eine „Wahnsinnige“ und wurde zur abweichenden Jugendlichen. Fast jeder in der Dresdener Alternativszene wollte Künstler und Intellektueller sein. Die intellektuelle Subkultur verabschiedete sich oft freiwillig von einer Kaderkarriere, dort brach ich auch mein zugewiesenes Studium ab. Der intellektuellen Subkultur war es besonders wichtig, dem Kollektivdruck in der DDR zu entgehen. Man wollte aus dieser vorgefertigten Normalbiographie ausscheren. „Liest man in den biografischen Anmerkungen von DDR-Bohemien, stellt man erstaunt fest, wie oft diese über Jahre, manche sogar über Jahrzehnte, als proletarische Hilfskräfte tätig waren, und mit welcher Selbstverständlichkeit sie heute diese biografische Periode noch der Erwähnung für würdig erachten. Die Wertschätzung des Hilfsarbeiter-Status hat einen triftigen Grund: Er bot vielen freizügig lebenden Bohemiens...einen juristischen Schutz vor latenter Kriminalisierung (Asi-Paragraf)...Damit verfügte der Staat über ein immenses Druck- und Einschüchterungsmittel, das man in den 70er Jahren vor allem mit der DDR typischen „Edelproletarisierung“ als Briefträger, Heizer, Kleindarsteller, Postbote oder Pfortner umging. Diese Flucht aus den Produktionsmechanismen, nicht nur übergangsweise, sondern mit einem regulären Arbeitsvertrag geregelt, führte mitunter zu kuriosen Verhältnissen: ...der IQ einer Friedhofsbrigade konnte mitunter höher sein als die intellektuelle Leistung einer gesellschaftswissenschaftlichen Universitäts-Fachabteilung.“ (Kaiser, Petzold 1997, S. 60) Wobei dieser Vergleich noch eine Beleidigung sein könnte, bei den „Leistungen“ an solch einer Uni-Abteilung. Aber gerade für Künstler und Musiker wurden die Freiräume größer, so öffneten sich ab Mitte der 80er Jahre die Kulturhäuser, und Punkbands gingen zum Beispiel Kompromisse ein. „Beide Kräftefelder, die Ausreisewelle und der Integrationsprozeß, trugen letztlich zum Zerfall der DDR-Boheme vor dem eigentlichen Ende des Honecker-Staates bei.“ (Kaiser, Petzold 1997, S. 111) Angepaßt haben sich auch nach der Wende so manche. So Christoph Tannert, der heute als Leiter der Künstler GmbH im Bethanienhaus, vehement

gegen die dortigen Besetzer und die Initiative „Zukunft im Bethanien“, die gegen die Privatisierung des Hauses kämpft, wendet. Ein Hohn für jemand aus der DDR-Punkszene, bei der Geschichte des Bethanien. Auch andere machten Karriere, so avancierte in Dresden Matthias Griebel, Sohn einer bekannten Malers, der in der DDR die Künstlerbohemiens um sich scharte, vom Hilfsarbeiter zum Direktor des Stadtmuseums. Bei anderen stellte sich nach der „Wende“ heraus, dass sie IM's waren, wie bei Sascha Anderson und Kiste in Dresden. Ein wichtiger Aspekt zur Subkultur in der DDR muß noch erwähnt werden. Die stillen Besetzungen, die Aneignung von Freiräumen. „Eine wesentliche Voraussetzung dafür (die Szene im Prenzlauer Berg) ist der rapide Verfall der Bausubstanz- ein Zustand, den der Prenzlauer Berg mit vielen Altstadtvierteln der DDR teilt. Undichte Dächer, fehlende Handwerker und die damit einsetzende Wohnwertminderung führen zu einer Abwanderungswelle von Arbeiter- und Angestelltenhaushalten, die den fragwürdigen Luxus einer fernbeheizten Plattenbauwohnung in den gesichtslosen Satellitenstädten Marzahn oder Hellersdorf dem zunehmenden Verfall in ihrem angestammten Kiez vorziehen. Die damit einhergehende veränderte soziale Schichtung schafft genügend Platz für die aus den Provinzen ins Zentrum drängenden `Neuzugänge`. Dabei handelt es sich vor allem um Künstler, Intellektuelle, Studenten, Freiberufler, Aussteiger sowie um Kriminelle, die am Prenzlauer Berg eine Resozialisierungschance erhalten. Mit dem massenhaften `schwarzen` Bezug von Wohnungen verliert die Kommunale Wohnungverwaltung, die das Monopol für die Vergabe von Mietwohnungen innehat, Anfang der 80er Jahre vollends den Überblick und deren Mitarbeiter wohl auch die Motivation zur Aufdeckung der realen Hausbelegungen. Maler, Theatergruppen und Bands kommen auf diese Weise fast problemlos zu Atelier- und Proberäumen.“ Der Architekturkritiker Wolfgang Kiel dazu „Die Riesen-Nische ist weniger ertrotzt oder gar erkämpft, als vielmehr allmählich anerkannt und stillschweigend angeeignet worden. Sie konnte um so schillernder erblühen, je mehr der staatlichen Autorität die Kräfte erlahmten und sie- ganz praktisch- den Überblick verlor.“ (Kaiser, Petzold 1997, S. 340) Man kann sich vorstellen, dass in diesem Milieu auch die „Verrücktheit“ erblühte. Bohemien Scheffler „Meine Verbündeten sind Menschen, die am Rande oder exterritorial leben, also jene Phantasten, Bohemiens, Taugenichtse, Dandys, Glücksritter und viele andere, die ihr Tun und Streben nicht in den Dienst irgendwelcher `Systeme` stellen bzw. an ihrer Karriere im Sinne der Systeme arbeiten. Querschläger, Getriebene und Zerrissene zwischen Abenteuer, Magie und Alltag.“ Der Bohemien Roesler wird wegen einer Aktion bei den Wahlen von der Schauspielschule exmatrikuliert, arbeitet dann als Putzkraft, die Armee umgeht er mit Hilfe eines psychiatrischen Gutachtens, soll wegen illegalen Waffenbesitzes fünf bis sieben Jahre Gefängnis bekommen und reist schließlich aus. „Daß ich das Jackett linksherum anzog und zuknöpfte, haben sie noch hingegenommen. Auch daß ich im Hochsommer einen Schlitten durch die Straßen zog und mit einer Klobürste als König regierte. Aber das mit der Wahl war eine andere Kategorie. Dabei war das keine bewußte Aktion, sondern ich habe diese Aschegeichter gesehen, diese Schamecke als Wählerkabine und habe instinktiv gespürt, das geht nicht, das kannst du nicht machen.“ Er streicht den Wahlzettel durch und futsch sind seine beruflichen Perspektiven. „Dieser beschissene Gartenzwergstaat mit seiner verlogenen unästhetischen Propaganda, das war er mir nicht wert.“ (Kaiser, Petzold 1997, S. 365f.) Andere wußten sich in der DDR schon zu vermarkten und nutzten die Vorteile, die ihnen die DDR bot, so eine Modeclique in Berlin. Ihre Eltern sind gutsituierter Mittelstand- Fotografen, Ärzte, Wissenschaftler. Als sie 1981 den Slogan „Wir werden langsam sauer, 20 Jahre Mauer“ an eine Mauer schreiben, werden sie zwar verurteilt, aber durch inoffizielle Kontakte der Eltern und Diplomatenfreunde wieder freigelassen. Das Credo der Gruppe ist hedonistisch, sie nähen Klamotten und verkaufen diese, um ihren aufwendigen Lebensstil zu finanzieren. Auch das gab es in der DDR, Leute, die „Marktnischen“ fanden und davon sehr

gut lebten. Soziale Gleichheit in der DDR? Eine Traumformel. Mit der Konsumgesellschaft klopfte auch der Kapitalismus an die Tür.

C.Remath, R.Schneider (Hrsg.): Haare auf Krawall, Jugendsubkultur in Leipzig 1980-1991, Connewitzer Verlagsbuchhandlung Leipzig 1999

Paul Kaiser, Claudia Petzold: Boheme und Diktatur in der DDR, Gruppen, Konflikte, Quartiere 1970-1989, Verlag Fannei& Walz, Deutsches Historisches Museum Berlin 1997

Michael Rauhut, Thomas Kochan (Hrsg.): Bye bye, Lübben City, Bluesfreaks, Tramps und Hippies in der DDR, Schwarzkopf & Schwarzkopf Berlin 2004

Gilbert Furian, Nikolaus Becker: Auch im Osten trägt man Westen, Punks in der DDR- und was aus ihnen geworden ist, Archiv der Jugendkulturen Berlin 2000